

VORTRAG

**So stell ich mir
die Christen vor**

Rudolf Augstein sprach zu diesem Thema, das von der evangelischen Akademikerschaft in Deutschland, Landesverband Berlin, gestellt worden war, am 29. Januar 1965 in der Kongreßhalle Berlin.

Für Gläubige und Denkende

Nahezu alles war an dem Abend ungewöhnlich. Eine mehr als tausendköpfige Gemeinde Intellektueller hatte sich in der Berliner Kongreßhalle und zwei weiteren Sälen versammelt, um der „Botschaft“ des Herausgebers eines Nachrichtenmagazins aus Hamburg zu lauschen, wie er sich den Christen vorstelle. Ohne, daß vorher für jene Veranstaltung die Propagandatrommel hätte in Bewegung gesetzt werden müssen, das Ereignis hatte sich auch so herumgesprochen, und alle, alle kamen, sogar der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Präses Scharf. Wäre „nur“ er oder ein anderer Geistlicher annonciert gewesen, das weite Rund der Kongreßhalle wäre auch nicht annähernd so besetzt, ja überfüllt gewesen. Das Phänomen dieses Abends skizzierte der Vorsitzende der Evangelischen Akademikerschaft Deutschlands, Pastor Giesen, als er in der Einführung gleich im ersten Satz sagte: „Ich bin nicht Augstein“.

Was dann in Augsteins Vortrag folgte, war im Grunde nichts Neues, wenn vielleicht auch selten in einer solchen Offenheit und Aggressivität das intellektuelle Mißvergnügen an gewissen Erscheinungsformen der „Kirche“ wie am Wirken ihrer Repräsentanten und Anhänger im kirchlichen wie politischen Raum zur Sprache gebracht worden ist. Da war die Rede von der Fragwürdigkeit, mittels der Zahl ihrer Mitglieder bestimmte Forderungen oder Ansprüche begründen zu wollen –, wo doch die Eltern ihre Kinder zur Taufe „wie

zur Schluckimpfung“ brächten; statt dessen die Forderung an die Kirchen, eine gemeinsame Plattform auch mit denen zu suchen, „die Christen sein wollen, ohne zu glauben“, die Christentum als sittliche Verpflichtung empfänden, ohne das Glaubensbekenntnis selbst nachvollziehen zu können.

Doch waren weder jene Ausführungen noch die Feststellung Professor Gollwitzers, er müsse „leider Gottes“ und „voller Jammer“ fast zu jedem Worte ja sagen, das eigentlich Bemerkenswerte des Abends. Bemerkenswerter waren die Begleitumstände, das große, jugendliche Auditorium, das in dem Vortragenden zugleich seinen „Sprecher“ sah. Ungläubige Gläubige möchte man sagen und davon den Gast aus Hamburg nicht ausnehmen, deren kritische Nüchternheit ihnen den Weg zum christlichen (oder kirchlichen) Verständnis ebenso versperrt wie offensichtlich auch die Sprache der Kirche selbst. Der Stenograph, der selbst das Schlußgebet Pastor Giesens für „Gläubige und Denkende“ bis zum Amen in seinen Block aufnahm, war eben keine Randerscheinung, sondern im Grunde das nachdrücklichste Sinnbild jener bestehenden Spannung zwischen christlicher Lehre und ihrer praktischen Verwirklichung.

Dettmar Cramer in
Frankfurter Allgemeine Zeitung
vom 2. Februar 1965

So stell ich mir die Christen vor

PASTOR HEINRICH GIESEN, der bei Betreten des Podiums mit Beifall bedacht wird, spricht die einleitenden Worte:

Ich bin nicht Augstein.

(Lachen)

Den Satz bin ich nun schuldig: Pastor Heinrich Giesen. Als Vorsitzender der evangelischen Akademikerschaft in Deutschland hier im Landesverband Berlin heiße ich Sie herzlich in der Kongreßhalle willkommen. Nicht nur in diesem Saal, sondern auch die Damen und Herren in beiden anderen Sälen, die mit uns durch Lautsprecher in Verbindung sind. Herr Augstein hat den demutvollen Weg mit mir gemacht und ist auch leibhaftig in den anderen Sälen gewesen. Denn es ist immer gut, wenn man den vorher wahrgenommen hat, den man nur akustisch vernehmen kann.

Vor zwei Jahren hat sich die evangelische Akademikerschaft hier in Berlin gemeldet mit dem Referat des Herrn Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland, Herrn Präses D. Kurt Scharf, den wir namentlich als ersten hier nennen wollen – er ist da.

(Beifall)

Sein Thema lautete „Werden wir bestehen?“.

Vor einem Jahr meldete sich die evangelische Akademikerschaft hier in Berlin mit Professor Fischer. Sein Thema lautete: „Unser Gewissen in dieser Stadt“.

In diesem Jahr melden wir uns mit dem Referenten Herrn Rudolf Augstein, den zu begrüßen besondere Ehre –

(Starker Beifall)

Unmittelbar nach dem Referat findet mit dem Herrn Referenten eine Podiumsdiskussion statt. Die Leitung hat Professor Goldschmidt.

(Beifall)

In der Hand haben Sie ein kleines Berliner Arbeitsheft für den 12. Evangelischen Kirchentag in Köln. Ich bitte Sie, arbeiten Sie jetzt nicht in dem Blatt, aber in der

kommenden Woche intensiv, und melden Sie sich bitte pünktlich an, sonst sind die Flüge oder Omnibusse ausgebucht.

Herr Augstein hat unserer Bitte stattgegeben, daß dieses Referat in der Zeitschrift der evangelischen Akademikerschaft veröffentlicht wird. Sie kennen das Organ „Der Radius“. Wer das Referat bestellen will, melde sich; telefonisch sind wir überall erreichbar.

Bevor aber Herr Augstein das Wort hat, stellen wir uns unter die Losung des Tages, die hüben und drüben und in allen Ländern, wo es Christen gibt, heute, am 29. Januar 1965, gilt. Das Wort lautet:

Ich vergesse, was dahinten ist

und strecke mich nach dem, was da vorn ist

und jage nach dem vorgesteckten Ziel:

der himmlischen Berufung Gottes in Christus Jesus:

Wir bitten nun Herrn Augstein.

(Sehr starker Beifall)

RUDOLF AUGSTEIN: Meine Damen, meine Herren, liebe Freunde!

Ich bin hierher gekommen aus einem Grund, der ungewöhnlich sein dürfte. Das mir von Pastor Giesen angetragene Thema hat mir spontan gefallen, und so habe ich spontan zugesagt.

Die Reue kam bald, aber zu spät:

(Lachen)

Als ich merkte, daß ich mich auf fremdes, vielleicht minenreiches Terrain hatte locken lassen. Es würde mich wenig trösten, wenn ich über Minen in die Luft ginge, die ich selbst ausgelegt hätte.

Zwar, ich hatte gelegentlich einschlägig dilettiert. Aber, wie stellte ich mir die Christen und den Christen vor? Was stellte ich mir unter einem Christen vor? Wer ist

Christ, wer darf, wer muß sich so nennen? Welche Ansprüche darf und soll man an einen Christen stellen? Welche Rolle spielt der Christ in der Gesellschaft, welche sollte er übernehmen?

Bevor ich mir vorstellte, wie ein Christ möglichst beschaffen sein und sich verhalten sollte, mußte ich mir die Frage beantworten: Nicht was, sondern wer ist ein Christ? Da ich unangenehme Fragen nicht gerne ausweiche, fragte ich mich selbst: War ich ein Christ?

Getauft war ich. Kirchensteuer zahlte ich auch. Aber wenn es um eine festgelegte Zahl uns überlieferter Glaubenswahrheiten ginge, so mußte ich bekennen: Keine der beiden großen Religionsgemeinschaften – wenn ich der Katholischen Kirche die Gesamtheit der protestantischen Kirchen in Deutschland entgegenstellen darf – könnte auf ein Glied, wie ich es bin, stolz sein oder auch nur zählen. Die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens, ich glaubte sie nicht in der vorgeschriebenen Form, war ihrer nicht gewiß; hielt sie nicht in dem Sinne für wahr, wie der Katechismus von uns verlangt.

Ich muß hier mit Ihnen kein Streitgespräch über Glaubenswahrheiten und meine Seelenzustände beginnen. Begnügen wir uns mit der Annahme, daß es für unser Gespräch förderlich sein könnte, nicht zu wissen, ob ich Christ war oder sein werde. Ob ich mich morgens dafür halte und abends nicht, oder, je nach Temperament, umgekehrt. Begnügen wir uns mit dem Minimal-Bekenntnis, daß ich der Nichtexistenz eines nicht-materiellen Prinzips, landläufig Gott genannt, noch weniger gewiß bin als der christlichen Erlösungstat.

Ich habe nämlich vor, das Verhältnis zwischen Christen und Nichtchristen in den Mittelpunkt unserer Zusammenkunft zu rücken. Die Thesen, gröblich vereinfacht:

Würden die Christen sich über den Nichtchristen klar, könnten sie auch über sich selbst Klarheit gewinnen. Würden sie sich über sich selbst klar, dann hätten sie wieder eine Zukunft. Hätten sie in Deutschland wieder eine Zukunft, so gäbe es ein Deutschland, das den anderen Völkern etwas bedeuten könnte.

Sie sehen, das ist ein reichlich arrogantes Programm, etwas viel für uns heute abend.

Lassen Sie mich einen Umweg machen. Die Menschen wachsen nicht auf wie Mogli, der bei Rudyard Kipling unter die Wölfe verschlagene kleine Inder, nicht wie Mogli, der Frosch. Wir saugen und atmen von klein auf ein, was andere Menschen uns mitteilen und was wieder andere Menschen für uns gedacht und erfahren haben. Wir werden bekanntgemacht mit den Gedanken und Erfahrungen von 60 bis 500 Generationen vor uns.

Sowohl der Qualität als auch der Quantität nach ist es wahrscheinlich, daß mehr Menschen, die sich für Christen hielten und sich Christen nannten, an Ihrer und meiner geistigen und seelischen Struktur mitgewirkt haben als Nichtchristen. Mögen von diesen Christen noch so viele schlechte Christen, Schein-Christen, gar keine Christen oder Anti-Christen gewesen sein: Ihre Welt war von der spirituellen und politischen Faktizität des Christentums in einem hohen Dichtigkeitsgrad durchtränkt und durchdrungen.

Auch wer die Versuche, aus den Schriften der Väter Regeln für die Beachtung der Verkehrsvorschriften in der DDR abzuleiten, nicht als glücklich ansieht, wird doch ahnen, was Paulus und Augustinus für das Denken und die Entwicklung unserer europäischen Welt bedeutet haben, vielleicht, ich wage da kein Urteil, mehr als Aristoteles und Platon.

Ein Herrscher wie die Kaiserin Maria Theresia, ein Feldherr wie Prinz Eugen von Savoyen, sie deuten an, zu welcher menschlichen Blüte die sich als christlich empfindende Kultur in ihrer Spätzeit auch politisch sich aufbauen konnte. Noch die großen Widersacher des Christentums im 19. Jahrhundert, noch Marx, Nietzsche und Freud, suchten Antworten auf Fragen, die eine erschlaffte christliche Kultur ihnen hinterlassen hatte.

Ich habe des öfteren darüber nachdenken müssen, ob der Unterschied in den Methoden zwischen Stalin und Mao Tse-tung nicht auch daraus resultiert, daß der eine aus einer christlich eingezirkelten Welt hervorging und der andere nicht. Der Dogmatismus der kommunistischen Russen, und vielleicht irre ich mich da, war und ist spürbar schneidender. Ketzer-Prozesse wie die der Jahre 1937 und 1938 in Moskau hat es bei

den chinesischen Kommunisten meines Wissens nicht gegeben. Ein Mann wie Chruschtschow fühlte sich gewiß nicht als Christ. Aber wer sagt Ihnen, wieviel christliche Vorstellungen er unwissentlich unter seinem ukrainischen Kittel trug?

Wer von uns ist Christ genug und ist sich seines Christseins gewiß genug, Chruschtschow einen Nichtchristen nennen zu dürfen? Der 26jährige Kronprinz Friedrich hielt sich zweifellos für einen Nichtchristen, als er 1738 an Voltaire sein Glaubensbekenntnis schrieb: „Ein höchstes Wesen anzubeten, das einzigartig gut, einzigartig barmherzig ist und dadurch allein unsere Huldigung verdient; nach allen meinen Kräften meinen Mitgeschöpfen zu helfen, deren unglückliche Lage ich wohl kenne; im übrigen mich dem Willen meines Schöpfers anzuvertrauen, der mit mir nach seinem Gefallen verfährt, und von dem ich, was auch immer geschehen möge, nichts zu fürchten habe. Ich stelle mir vor“, so schrieb Friedrich an Voltaire, „daß Ihr Glaubensbekenntnis fast dasselbe ist.“

Nun, sicher, das ist kein spezifisch christliches Credo. Aber es enthält, ohne daß der Verfasser davon weiß, lauter christliche Gedanken und Vorstellungen, im Geschmack der Zeit gebildet und verbildet.

Was ich also sagen will: Christliche Vorstellungen und Denkmodelle haben unser Leben seit weit über tausend Jahren so entscheidend mitbestimmt, daß beinahe Hochmut oder Ignoranz dazu gehört zu sagen: Ich bin kein Christ.

Der Umkehrschluß muß erlaubt sein: Ein Christ ist, wer sich dafür hält oder auch nur dafür ausgibt. Bis zum Beweis des Gegenteils. Ich bin sicher, diese Formel schon einmal gelesen zu haben, vielleicht bei Jaspers, konnte aber die Stelle nicht finden. Wer als Christ gelten will, muß bis zum Beweis des Gegenteils dafür genommen werden. Wer sich als Christ ausgibt, muß sich aber auch gefallen lassen, daß man ihn als solchen beansprucht, mag er nun zur Kirche gehen oder nicht, mag er Kirchensteuer bezahlen oder

nicht, mag er seine Kinder taufen lassen oder nicht. Wie stelle ich mir nun diesen auf recht generöse Weise herausdestillierten Christen vor? Lassen Sie uns einen Augenblick darüber nachdenken, ob es genügen würde, ihm zu empfehlen, er solle in allem und jedem dem Herrn und Meister der Bibel nacheifern. Um die Antwort vorwegzunehmen: Es genügt nicht.

Der Jesus des Neuen Testaments hatte kein Gefühl für die Ordnung dieser Welt. Sie interessierte ihn nicht. Das puritanische „Ethos der Arbeit“ war ihm fremd. Sie lenkte von dem Wichtigeren ab, dem unmittelbar zu erwartenden oder gar heraufzuführenden Reich. Die Bestrebungen heutiger Kleriker, möglichst viel Kinder in die Welt setzen zu lassen, hätte er wohl mit wenig Verständnis aufgenommen. Wer konnte dafür bürgen, daß die Leibesfrucht bis zum Einbruch der Endzeit noch würde ausgetragen werden können? Den Kriegsdienst hielt er wohl nicht gerade für einen Ehrendienst am Volk. Er kannte Volk nur als Volk Gottes und kannte nicht die Nation. Den Eid, ohne den Staatlichkeit schwer auskommen kann, verurteilte er. Liebe zu Vater und Mutter, Kindesehrfurcht den leiblichen Eltern gegenüber, er hat sie nicht so sonderlich gepredigt. Heftiger, anscheinend auch unbeherrschter Handlungen war er fähig.

Viele von Ihnen kennen das alles besser und vor allem genauer als ich. Nur der Vollständigkeit halber reiße ich alle jene Eigenschaften an, die jedem Christen und den meisten Nichtchristen als schlechthin vorbildlich erscheinen müssen: Seine sokratische Leidenschaftlichkeit, seine Gottesfrömmigkeit, seine Güte und Toleranz, seine innere Freiheit im Urteil, seine Treffsicherheit in der Kennzeichnung einer Situation, das Unpharisäische an ihm, seine Hingabebereitschaft, obwohl ich hier schon stocke: denn wieviel Fanatismus ist nicht schon aus dem Opfermut für eine große Sache entstanden! Stellt man uns die Frage, was Jesus wohl über die Atombombe denken würde oder hätte denken können, so müssen wir redlicherweise antworten: Das wissen wir nicht. Er kann nicht herangezogen werden, mit keinem Ausspruch, um hier Klarheit zu schaffen. Vielleicht – nun, vielleicht hätte die Atombombe ihn nicht interessiert.

Der Jesus der Bibel, unterstellen wir alle Fakten und Zitate als richtig, ist teilweise ein unübertroffenes Vorbild für den Christen von heute. Teilweise, im praktischen Leben, kein Vorbild, und teilweise weder noch. Manche Jesus zugeschriebenen Reden und Gleichnisse sind Reprisen, manche unspezifische Spruchweisheit.

Ich glaube, wir können uns also den Christen nicht in einer Nachfolge des biblischen Jesus schlechthin vorstellen, obwohl ich mir klar bin, daß viele schwere und gute Entscheidungen schon getroffen worden sind mit Handlungen und Gesinnungen des biblischen Jesus vor Augen und im Herzen.

Inspiration und Faszination, die von dieser Gestalt ausgehen, haben ihre Wirkung bewahrt bis auf den heutigen Tag, obwohl wir zweifeln müssen, daß die Summe der menschlichen Taten seit ihm und durch ihn ein ethisch günstigeres Fazit aufweist.

An ihren Früchten, so sagt Jesus, sollt ihr sie erkennen, und er meint dabei die falschen Propheten. Aber ich halte für statthaft, diesen Spruch so säkularisiert einzusetzen, wie er seit langem benutzt wird. Ist der ein Christ, der sich bemüht, christlich zu denken und zu handeln? Der Ton liegt auf „und zu handeln“. Dies wäre dann die nächste, höhere Stufe: Erst einmal ist der ein Christ, wer sich dafür hält und ausgibt. Dann, wer versucht, seine Denkweise und sein Tun christlich auszurichten. Die dritte, höchste Stufe: Ein Christ ist, wem das gelingt. Aber wem gelingt das schon?

Ich weiß, diese Klassifikation widerspricht so ungefähr allem, was Protestanten seit Luther gelehrt und gelernt haben. Christ, im Sinne Ihrer kirchlichen Definition, dazu fehlt das Entscheidende: die Glaubensgewißheit, die allein den Menschen rechtfertigen kann – legen Sie bitte hier meine Begriffe nicht auf die Waage, und verzeihen Sie mir gelegentliche Spritz-touren – mehr ist es nicht, das verspreche ich Ihnen – in die Laientheologie.

Aber ich glaube, wir tun gut daran, uns vor Augen zu halten, daß die Mehrheit der Gebildeten und der Ungebildeten in diesem Lande, der Intellektuellen und

der Nicht-Intellektuellen, dieser Glaubens- und Heilsgewißheit nicht mehr in früherem Umfang, nicht mehr in vollem Umfang teilhaftig werden kann. Die Kirchen kommen nicht daran vorbei, eine gemeinsame Plattform mit denen zu suchen, die Christen sein wollen, ohne glauben zu können.

Das soll nicht bedeuten, das kann nicht bedeuten, daß klare Unterschiede verwischt und verwässert werden, im Gegenteil: Sie werden sehen, ich halte dafür, daß unterschieden werden muß, auch wenn aus dem Unterscheiden herauskommt: geschieden, geschieden muß sein.

Als erstes erhoffe ich mir also vom Christen, daß er den Christen, der nicht glaubt, ernst nimmt, und daß er den Nichtchristen ernst nimmt. Daß ein Mensch, der nicht zur Kirche geht, stiehlt und betrügt und ehebricht, diese Vorstellung spukt doch noch in manchem christlichen Kopf. Er tut das alles vielleicht, aber er tut es doch nicht deshalb und aus dieser Wurzel. Ebenso sind ja die Zeiten, wo ein überzeugend gläubiger Christ verlacht wurde, vorbei und vergangen. Aber die Gegensätze sind nicht zu verwischen: Der Glaube ist dem einen überwiegend ein Geheimnis oder eine Gnade, dem anderen überwiegend eine historisch gewordene Facette vielfältiger Menschheitsentwicklung.

Beide Auffassungen müssen einander achten. Ja, vielleicht sogar einander gelten lassen. Nur, sie sollten einander nicht benutzen, nicht prostituieren, wie das in Deutschland seit Friedrich II. üblich geworden ist, dem sein Bruder Heinrich kurz vor Friedrichs Tode schrieb: „Jeder vernünftige Mensch muß die Religion von zwei Gesichtspunkten aus betrachten, von dem der Wahrheit und dem des Nutzens für die Gesellschaft.“ Wer ans Jenseits glaubt, so meinte Prinz Heinrich, habe zweifellos einen zusätzlichen Beweggrund, als guter Staatsbürger zu leben. Ich glaube, wir dürfen hier getrost hinzusetzen: und als guter Staatsbürger zu sterben.

Ich nehme das Risiko willig auf mich, bei meinem Plädoyer für größeres gegenseitiges Verständnis ein offenes Scheunentor einzurennen. Das römisch-kath-

liische Konzil in Rom hat Verständnis für die Heiden proklamiert, und auch in dem posthum bedeutsam gewordenen Schriftstück des italienischen Kommunisten-Führers Togliatti findet sich der Satz: „Nicht alle, die auf den verschiedenen Gebieten der Kultur, in der Philosophie, in den historischen und sozialen Wissenschaften uns (den Kommunisten) heute fernstehen, sind unsere Feinde oder Agenten unserer Feinde.“ Also, eine gewisse weitläufige Toleranz, die sicher von vielen ehrenhaften Männern, erklärten Atheisten und erklärten Christen, bedauert wird, ist allenthalben durchgebrochen. Mir scheint sie gerade in Deutschland wichtig, wo nicht nur das kirchliche, sondern ganz allgemein das öffentliche Leben, das politische Leben im weitesten Sinne, in einer unendlichen, halb unbewußten Heuchelei zu ersticken droht.

Wie Sie vielleicht wissen, habe ich einmal eine kleine Weile im Gefängnis zugebracht.

(Lachen)

Ich schrieb dort eine etwas verunglückte Bibel-Glosse, die ich hier nicht weiter rechtfertigen will – sie hat durch das Dazwischentreten eines hohen Amtsträgers eine Art negativen, wenn auch, Gott Dank, kurzlebigen Ruhm gewonnen. Anschließend kam der katholische Gefängnispfarrer, der besonders herzlich mit mir umzugehen pflegte, um sich zu beschweren: warum die Journalisten die Kirche nicht in Frieden lassen könnten? Sei es denn nicht allein Sache der Kirche, was sie zu glauben lehre und wie sie ihrem geistlichen Auftrag gerecht zu werden gedenke? Holla, da wurde ich wach und fuhr von der Pritsche hoch.

(Lachen)

Eben nicht, sagte ich. Wäre es denn etwa so, daß die Kirche dem Kaiser ließe, was des Kaisers ist?

Ich weiß, dies Wort führt in die Irre. Jesus, wenn wir denn überhaupt etwas von ihm wissen, war an politischen Regelungen, war an den Herrschaftsformen dieser Welt nicht interessiert. Er lebte und starb in der eschatologischen Erwartung des Gottesreiches. Kirchen aber als Organisationsformen, als Gefäße des Glaubens, müssen sich in dieser Welt einrichten, eben weil die Erwartung Jesu nicht oder noch nicht erfüllt worden ist. Da findet sich denn zu oft, und man kann

beinahe sagen, da findet sich durchweg jene unheilige Allianz: Gibst du, staatliches Regime, der Organisation Kirche, was sie verlangt, nämlich Kirchensteuer, Religionsunterricht, Bekenntnisschulen, Zuschüsse für soziale Einrichtungen, Mitreden, Aufsichtsratsposten an den Schalthebeln des öffentlichen Lebens, so werden wir, die Kirchen, dir den Gütestempel „christlich“ und „von Gott“ nicht verweigern.

Sie alle hier haben noch in Erinnerung, zu welchen geistlichen Perversitäten diese Thron- und Altar-Gemeinschaft in den beiden Weltkriegen, und zwar zu Lasten der Konfessionen, in Deutschland geführt hat. Aber auch das bundesrepublikanische Regime ist aus dieser Gesinnung heraus verdorben worden.

Für das Linsengericht einiger deklaratorischer, von der Substanz her bedeutungsloser Gesetze, für Zugeständnisse in der Schul- und Ehe-Gesetzgebung haben die beiden Konfessionen der organisierten Unbußfertigkeit, wie der verehrte Herr Professor Gollwitzer gesagt hat, der egoistischen Limes- und Mauer-Philosophie, dem materialistischen Gewaltdenken, der Konsum-Vergötzung ihren christlichen Segen gegeben. Die katholischen Bischöfe haben sich in die Wahlkämpfe gemengt, die protestantischen haben von der Bedenkenlosigkeit ihrer katholischen Amtsbrüder profitiert. Den Erfolg haben Sie vor Augen. – Ich bitte für diese harte Formulierung...

(Beifall)

Den Erfolg haben Sie vor Augen. Je geringer der geistliche Einfluß der Kirchen wird, desto hartnäckiger suchen sie ihre politischen und sozialen Positionen auszubauen. Je weniger Gläubige es gibt, desto herrschsüchtiger verlangen Staat und Gesellschaft den Lippendienst der Bürger. Ist Ihnen wohl bei dem Gedanken, daß Theodor Heuß heute nicht mehr Bundespräsident werden könnte, weil er nicht hinreichend kirchlich wäre? Oder weil er als nicht hinreichend kirchlich gelten würde?

Ich kenne einen anderen deutschen Staat, in dem ein Christ nicht Vorsitzender des Staatsrates werden könnte. Manchmal überläuft mich der häßliche Gedanke, die beiden Deutschland seien in der entgegen-

gesetzten Richtung wieder einmal einträchtig vereint: Die einen suchen den Glauben durch Organisieren und durch Konventionsheuchelei zu retten, die anderen wollen ihn durch Organisieren und durch Gesinnungsterror absterben lassen.

Mir scheint, obwohl diese Vorstellung bitter ist, es bekommt den Kirchen drüben jenseits der Mauer gut, daß sie nur geduldet sind, sie schrumpfen sich gesund. Mehr als die protestantische Kirche in der DDR vorstellt, mehr bedeutet sie nicht, und sie bedeutet dort viel. Mehr und weniger hat sie nicht zu sagen. Mir scheint, es ist der katholischen Kirche in Frankreich gut bekommen, daß sie radikal vom Staat getrennt wurde. Die christlich firmierende Staatspartei in Bonn ist dem Staat nicht bekommen, den Kirchen nicht, der bundesrepublikanischen Gesellschaft nicht und ganz gewiß nicht dem innerdeutschen Zusammenhalt.

(Starker Beifall)

So stell ich mir den Christen nicht vor: daß er die Geschäfte dieser Welt, die politischen Geschäfte, die oft höchst privaten Geschäfte, mit dem Kreuzritter-Mäntelchen deckt. Es muß zu denken geben, daß gerade Dante, der die Geschlossenheit des mittelalterlichen Weltbildes repräsentiert, ein entschiedener Gegner der päpstlichen Politik und des päpstlichen Selbstverständnisses war.

Auch die protestantische Auffassung vom „Wächteramt der Kirche“ geht mir einerseits zu weit, andererseits ist sie mir zu verwaschen. Diese Wächter nennen niemals Namen. Und wer hat sie zu Wächtern eingesetzt? Im „Sonntagsblatt“ habe ich in einem sympathischen Aufsatz gelesen, die Kirche müsse „zum öffentlichen Anwalt der aufs Ganze gerichteten Vernunft gegen alle nur partikularen Interessen“ werden. Ich frage: Wie soll sie das?

Ich lese des öfteren, der Christ habe eine besondere Verantwortung in der parlamentarischen Demokratie. Ich habe das nie so recht glauben können. Die parlamentarische Demokratie fußt ausschließlich auf der Vernunft. Sie wird von den Kindern dieser Welt in Betrieb gehalten. In unserem Jahrhundert heißt die Vernunft den Christen wie den Nichtchristen an der all-

gemeinen Willensbildung mitzuwirken. Aber auch nur die Vernunft. Allenfalls die leidenschaftliche Liebe. Nicht die Caritas. Auch das Institut der Opposition bedünkt mich keine sehr christliche Einrichtung. Es verleitet und zwingt beinahe dazu, falsches Zeugnis abzulegen wider die gewählte Regierung. Was ich als Opposition gut finde, darf ich nicht gutheißen. Denn es ist meine legitime Aufgabe, die Regierung zu verdrängen.

Und dennoch könnte der Christ von heute, wenn er die Welt richtig verstünde, mit den engagierten Demokraten Hand in Hand gehen. Beide sollen sie versuchen, die Macht zu zähmen, die Selbstkorrumpierung der Macht einzudämmen, und den Menschen dadurch mündig zu machen, daß sie ihn als einen zur Mündigkeit Berufenen behandeln. Ob es Zufall genannt werden darf, daß die parlamentarische Demokratie sich bislang nur in protestantischen Ländern eingewurzelt hat, wo Krone und Papst-Tiara beide vorher in den Staub mußten? Ein größerer als ich ist mit einer ähnlichen Überlegung schon einmal in ein Brennesselfeld geraten; so will ich mich nicht weiter versteigen.

Wenn sieben protestantische Bischöfe zusammenkommen und geben eine Erklärung zur atomaren Aufrüstung ab, so sind möglicherweise sieben kluge Leute zusammengekommen, deren Meinung man so beachten soll wie die Meinung von sieben klugen Professoren und, wenn es das gibt, von sieben klugen Journalisten.

(Beifall und Lachen)

Aber von ihrem kirchlichen Auftrag her haben die Männer der Kirche doch keinerlei Kompetenz, die größer wäre als die anderer Bürger.

(Starker Beifall)

In der Bibel, wie gesagt, steht nichts über Atombomben. Wenn die Bibel vielen heutigen Menschen suspekt geworden ist, so doch nicht zuletzt, weil die Seelenhirten sie schonungslos gequetscht und geschüttelt haben, um für jeden privaten Bedarf ein Pflasterchen und ein Trostbonbon, um für jeden noch so politischen Bedarf die passende Auslegung zu finden.

(Beifall)

Als Augustinus in Hippo belagert wurde, lernte er die römischen Kriegsknechte segnen. Mißverstehen wir uns nicht: Wenn die protestantischen Bischöfe Westdeutschlands um des Zusammenhalts unter den protestantischen Christen willen gegen Atombomben Stellung nehmen, so sprechen sie als führende deutsche Protestanten, als politische Figuren mit entsprechendem, nicht zu unterschätzendem Gewicht. Nur muß dann die Bibel außen vor bleiben, wie auch ein Mann, der die stoffliche Zusammensetzung einer Atombombe kennt, darum noch keine Sonderkompetenz hat, ihre Herstellung zu empfehlen oder abzulehnen.

Christ sein in dem von mir bezogenen weltlichen Sinne heißt doch wohl, an der Vervollkommenheit der Seele, oder, noch weltlicher ausgedrückt, an einer Versittlichung des eigenen Selbst interessiert zu sein, mit wie schwachem Erfolg immer.

Ich weiß, solch ein Streben kann und darf dem protestantischen Seelsorger nicht genügen. Aber auch er hat mit der landläufigen Vorstellung zu rechnen, daß Taten, die man für christlich hält, den Christen ausmachen. Wer sich grausam rächt, wer die Schwachen und Armen bedrückt, wer keift und zankt, der gilt gewiß nicht als ein Christ – im Negativen läßt es sich leichter fassen. Aber ob der Christ Nächstenliebe oder Fernstenliebe üben will, darüber läßt sich schon streiten; die beiden „Pfarrer in BILD“ kamen innerhalb von acht Tagen zu entgegengesetzten Schlüssen.

(Lachen)

Wie landläufig der gute Christ aussieht, darüber läßt sich vieles sagen, was andere weit besser gesagt haben als ich das könnte. Uns soll es heute mehr darauf ankommen, daß wir den christlichen Geist unserer Epoche untersuchen, soweit er sich gemeinschaftsbildend manifestiert hat. Und da scheint mir denn freilich der christliche Geist der Bundesrepublik ein anti-evangelischer, ein unchristlicher Geist, ein Geist der Hoffart und der Selbstgerechtigkeit, der nicht auf Gott, was immer man sich darunter vorstellt, sondern ausschließlich auf die materiellen Sicherungen

(starker Beifall)

auf Atombombe und Wohlstand – seine Zuversicht gründet.

(Schwaches Zischen)

Die Kirchen, so scheint mir, und vielleicht ist dieser Tadel zu hart, haben ihm absichtlich nicht hinter das Etikett geschaut.

Wenn Sie die Äußerungen der bestimmenden christlichen Politiker durchgehen, so muß Ihnen eines auffallen: Zwischen den Kommunisten im Osten und den die CDU wählenden Christen gibt es nach Ansicht dieser Leute keine Gemeinschaft, keine Verständigung, kein Gespräch. Die kommunistischen Führer sind erklärte Atheisten und schon darum böse. Sie halten keine Verträge ein, sie vergewaltigen den Menschengeist, versklaven die Völker, lassen den Kirchen keine Freiheit, sie foltern und töten, und würden den Atomkrieg mit all seinen apokalyptischen Schrecken entfesseln, wenn sie nicht fürchten müßten, sich selbst zu vernichten.

Nun lehrt eine fast zweitausendjährige Erfahrung, daß die christlichen Herrscher Verträge gebrochen, Gedanken geknechtet, die menschliche Gewissensfreiheit vergewaltigt, daß sie getötet und gefoltert und versklavt haben,

(Beifall)

und daß es nicht so sehr die christliche Lehre war, die sie davon abgebracht hat, sondern eher die säkularisierenden Strömungen des Humanismus, Rationalismus und Liberalismus. Vom Krieg haben sich die christlichen Herrscher nur abhalten lassen, wenn der Gegner ihnen zu stark erschien.

(Lachen und Beifall)

Und noch jeder ihrer Kriege ist von christlichen Hirten gesegnet und für gerecht erklärt worden, selbst noch der Hitler-Krieg.

(Beifall)

Was bezweckte man also, wenn man den kommunistischen Führern nicht revolutionären Fanatismus, nicht engmaschige Gedankenknebelung, nicht traumatische Sicherungspsychose und nicht barbarische Rohheit vorwarf – wie man wohl tun könnte bei diesen büro-

kratisch ins Atomzeitalter gestoßen, bei diesen elektrifizierten und sowjetisierten Bauernvölkern –, sondern vor allem andern Atheismus und Materialismus? Man wollte auf die Gleichung hinaus, daß der bewußt ohne Gottesvorstellung lebende Mensch ein Unmensch sei und ein niederer Mensch, ein Mensch ohne Ideale, ein Mensch ohne Hemmungen und Bindungen. Diesen Unmenschen hat man dann den politischen Parteien SPD und FDP an die Rockschoße gehängt.

(Lachen)

Das einzig umstürzende Gebot des Neuen Testaments, „Liebet eure Feinde“, haben die Christen hierzulande für ein Verbrechen erklärt, sobald die Kommunisten im Spiel waren.

(Starker Beifall)

Ich will hier keinem Pazifismus das Wort reden, keiner einseitigen Waffenlosigkeit also. Aber wenn man die Sowjets als Menschen angesehen hätte, oder auch die deutschen Kommunisten, dann wäre eine Auseinandersetzung mit ihnen unumgänglich gewesen. Man hätte sich um ein Verständnis ihres Verhaltens und ihrer Positionen bemühen müssen. Statt dessen haben Christen viele Jahre lang unter dem Segen der Bischöfe erklären dürfen, es gebe kein Gespräch und keine gemeinsame Plattform mit den atheistischen Sowjets, sondern nur die Sprache der Stärke, der Rüstung, die Sprache unseres gepanzerten Konsumvereins.

(Beifall)

Christliche Politik, sie mag noch so frohgemut in See stechen, strandet doch immer an den Gestaden der Heuchelei und des Eigennutzes. Der Christ weiß, wohin er aufzustehen hat, wenn er gefallen ist, sagt der christliche Fraktionsvorsitzende Barzel.

(Lachen)

Das meint nicht den privaten Menschen, für den dieser Werbespruch allenfalls noch hingehen möchte, aber der sagt ja nicht „C“, der sagt christlich. Es meint die politische Union, und schon ist's übler, klebriger Gessinnungskleister.

Unser Mühen, so sagte eben dieser christliche Fraktionsvorsitzende Barzel vor drei Tagen, gilt den Völ-

kern in Ost- und Mitteleuropa, nicht ihren Unterdrückern. Das kann man übersetzen. Ich übersetze es so: Wir haben nichts gegen Christen, die dem politischen Gegner keine Chance lassen, wie in Spanien. Wir haben aber etwas gegen Kommunisten, die so etwas tun. Wir haben nichts gegen Regime, die von Hitler und Mussolini in den Sattel gesetzt worden sind. Wohl aber haben wir etwas gegen Regime, die von Stalin eingesetzt wurden.

Den Kommunisten, so sagt Barzel, will der deutsche Steuerzahler keine Geschenke machen. Ich glaube ihm das. Sicher will das der deutsche Steuerzahler nicht. Obwohl im Falle Polen etwa zu fragen wäre, ob das Wort Geschenke der angemessene Ausdruck für eine Wirtschaftshilfe wäre. Offenbar will der christliche Steuerzahler aber auch nicht, daß andere den Kommunisten Geschenke machen. Wenn ausländische Handelsmänner mit der DDR ein für beide Seiten lohnendes Abkommen schließen, gibt es Gezeter bei unseren politischen Christen. Sie haben nämlich nur das Wohl der Bevölkerung im Auge, nicht das der Unterdrücker. So sagen sie.

Ohnehin soll es keine Handelsausweitung zwischen West- und Osteuropa geben, kein gemeinsames Planen. Vorher muß nämlich – so wieder Barzel vor drei Tagen – eine gerechte Friedensordnung für Mitteleuropa erreicht sein, einschließlich der Grenzfragen. Die Völker, so scheint man zu denken, lassen sich eher und lieber Gebiete wegnehmen als ihre Unterdrücker.

Kurz, nach dem Willen der christlichen Staatspartei soll nichts, absolut nichts geschehen. Weder etwas für die Völker, noch für ihre sogenannten Unterdrücker. Wir, die wir die uns geschenkte Demokratie einigermaßen zielsicher verrotten lassen

(Starker Beifall)

werfen uns zum Richter auf über Regime, die aus ungleich barbarischeren Zuständen, an denen wir nicht unschuldig sind, entstanden sind und aus ihnen herausstreben. Den Christen stelle ich mir anders vor.

Woher wissen wir eigentlich, daß die christliche Substanz in unserem Land größer ist als im Sowjet-Staat?

Sind wir dessen so sicher? Wir wissen doch nur, daß es bei uns mehr Leute gibt, die sich für Christen halten als dort drüben.

Etwas zutiefst Unchristliches liegt in dem blinden Vertrauen zu den atomaren Schreckenswaffen, etwas kraß Materialistisches. In den Planungen unseres Verteidigungsministeriums, das von exponierten Christen geleitet wurde und wird, hat Gott keinen Platz mehr.

(Beifall)

Dort sind sogar präventive Atomschläge in Gedanken durchexerziert worden, wie sie selbst von den dienstbarsten Moraltheologen nicht gebilligt werden.

Den Sowjets und den übrigen Kommunisten Feindesliebe bezeugen: das heißt, immer wieder auf die Suche gehen nach dem, was allen Menschen gemeinsam ist, auch wenn nach der linken Backe die rechte sich rötet. Es heißt keineswegs, vor den Kommunisten zu kapitulieren, wie die Christen in diesem Lande beinahe unisono behauptet haben. Es heißt, immer wieder die Sonde ansetzen, ob ein Stück Vernunft, ein Stück Humanität, ein Stück des, christlich gesprochen, Gottesgeschöpflichen an die Oberfläche dringen will.

Der Christ, so stelle ich mir vor, glaubt nicht, daß er Gottes Wege kennen und deuten oder erraten kann. Er glaubt nicht, daß Gott in Lengede mitgebohrt

(Lachen)

und daß er in Dallas mitgeschossen hat. Er glaubt nicht, daß Gott Stalingrad und Lepanto entschieden hat. Er behauptet wohlweislich auch nicht, daß Adenauer, Heuß, Erhard und Lübke von Gott gesandt sind,

(Lachen)

denn nie kann er sicher sein, daß Hitler und Ulbricht nicht von Gott gesandt sind.

Wenn die Kirchen von den denkenden Menschen ernst genommen werden wollen – vielleicht wollen sie das gar nicht so sehr, weil sie es nicht nötig haben oder glauben, es nicht nötig zu haben –, müssen sie den einen Gott predigen, der dem simplen Geist ebenso aufgeht wie dem glaubenswilligen Professor.

Der Christ, so denke ich mir, maßt sich nicht an, Remedur zu schaffen auf diesem Planeten, maßt sich

nicht an, das Böse ein für alle Mal zu vernichten. Woher soll er wissen, ob er nicht selbst das Böse beherbergt? Nach den Vorstellungen des Jahres 1965 wäre Philipp von Spanien kein Christ, so wenig wie Oliver Cromwell; ist Schlamm kein Christ, kann Senator Goldwater kaum ein Christ sein – dies alles, wie Sie merken, mit großem Vorbehalt.

Sie sehen jetzt vielleicht, warum mir so wichtig ist, daß der Christ, den ich meine, den Nichtchristen und selbst den, der sich für einen Atheisten hält, gelten läßt – wie umgekehrt auch der militante Atheist und Kommunist lernen muß, den Christen gelten zu lassen, ihm Entfaltung zu ermöglichen – ein Prozeß, der natürlich auch schon, wenn auch zaghaft, im Gange ist.

Der überzeugte Christ müßte sich fragen: Welchen Grund soll eigentlich jemand haben, der aus Überzeugung nicht glaubt, an die christliche Botschaft zu glauben? Kürzlich hat Herbert Wehner in der Hamburger Michaeliskirche bekannt, ein Mensch, der versuche, ohne die Kirche zu leben und dennoch mit dem Evangelium, der halte diese Spannung nicht aus, er selbst oder der Glaube zerbrächen daran. Wir dürfen zwar nach den Motiven für Wehners politische Konversion fragen, und das tun wir ja auch, aber nicht nach seinen höchst privaten Wandlungen. Mir ist nur seine Ausdrucksweise hier interessant. Wehner selbst hat die Spannung, laut eigenem Zeugnis, nicht ausgehalten, aber ich kenne hervorragende Leute, die scheinen sie auszuhalten.

Es greift auch nicht jeder, der in der Überzeugung lebt, Atheist zu sein, „nach dem Strohalm des Atheismus“, wie Wehner es ausdrückt. Ich sehe da die große aufbauwillige Gemeinschaft, und aus Trotz oder Protest, aus Ressentiment, steht der Nichtgläubige abseits. Aber so leicht wollen wir es den Kirchen und uns selbst denn doch nicht machen. Kann ich nicht ohne Ressentiment abseits stehen, weil ich den kirchlichen Glauben für eine Spiegelung des sich entfaltenden Menschengestes halte, weil ich nicht glaube, und demzufolge auch die Segnungen der Kirche redlicherweise nicht in Empfang nehmen mag?

Von welcher Erbsünde soll ich als Person erlöst werden? Ist der Stammvater Adam als die Verkörperung

von tausend Generationen Menschheitsgeschichte zu denken, ist er Symbol, Allegorie, Mythos? Wo und wann soll der Akt der Willensfreiheit angenommen werden, durch den die Sünde in die Welt gekommen ist? Ich fahre nicht fort mit diesen Fragen, die man fast endlos aneinanderreihen könnte.

Auf einer CSU-Tagung ist kürzlich geklagt worden, die Politiker der SPD und der FDP hätten keine Gottesvorstellung, das erschwere die Verständigung so sehr.

(Lachen)

Wie aber, wenn die Beschwerdeführer, obwohl erwachsene Leute,

(Starker Beifall)

obwohl erwachsene Leute, eine kindliche Gottesvorstellung hätten? Wie, wenn sie erst vergessen müßten, was sie über Gott gelernt und sich angeeignet haben, um mit denen sprechen zu können, die über ihn nichts zu wissen meinen?

Kardinal König, einer der klügsten und weltoffensten Kardinäle der katholischen Kirche, ein Papabile, wenn er nicht Nicht-Italiener wäre, hat den Indern in Bombay vorgeschlagen – ich zitiere jetzt wörtlich – „eine gemeinsame Front zu bilden gegen jene, die nicht an Gott glauben und Feinde jeder Religion sind.“

Mir scheint, da wird der Glaube zur Ideologie herabgewürdigt. Die wechselseitige Hochschätzung, die der Kardinal den Hindus anträgt, sollte auch zwischen erklärten Christen und erklärten Atheisten statthaben. Das Gebot der Feindesliebe im Evangelium ist nicht zu vereinbaren mit jener „mächtigen gewaltlosen Front gegen die Feinde der Religion“. So gewaltlos war und ist die Front da, wo sie auf christlicher Seite Macht hat, im übrigen ja auch nicht.

Daß die Kirche eine praktische, eine den Menschen innerlich möblierende, daß sie eine tröstliche Einrichtung ist oder doch sein kann, wird nicht bestritten. Aber sie muß sich den Fragen der denkenden Menschen, nicht so sehr deren privaten Sorgen, stellen. Oder sie muß sich eingestehen, daß sie auf die denkenden Menschen verzichtet.

Keine Kunststücke begabter Seiltänzer und Feuilletonisten werden der Kirche über diese Klippe hinweg-

helfen. Mir kommt es manchmal so vor, als suchten die Protestanten nur darum die Annäherung an Rom – eine Wiedervereinigung, die weder die Katholiken noch die Protestanten noch die Nichtchristen wahrhaft wünschen können –, um vor dem Löwen „intellektuelle Redlichkeit“ in die feste Burg der römischen Weltorganisation fliehen zu können.

(Beifall)

Zumindest möchten sie von den Katholiken nicht weiter geprügelt werden.

(Lachen)

Das ist nun eine ernste Sache. Die Kirche weiß nicht, wie sie den wissenschaftlichen Erkenntnissen standhalten soll. Sie weiß in ihrem geheimsten Kämmerlein manchmal nicht, ob sie standhalten wird. Mal ist sie verzagt, mal nicht. Also drängt sie in die Caritas, für deren Zwecke sie immer größere Summen vom Staat erbittet, in die Kindergärten, in die Altersheime und in die Sozialfürsorge. Sie übernimmt es, den Leuten nach Art des Kalendermannes Ratschläge zur Lebensbemeisterung zukommen zu lassen, immer mit einem winzigen Schuß Bibelgeist. Sie gründet Akademien, Stadtmissionen, paßt aufs Radio und aufs Fernsehen auf,

(Lachen)

warnt vor Trunkenheit am Steuer und vor übermäßigem Faschingsgenuß, obwohl sie sehr wohl weiß, daß nicht eine Molle ihrer Mahnungen wegen weniger getrunken

(Lachen und Beifall)

und kein Vergnügen ausgelassen wird. Nie nennt sie Roß und Reiter, und so läßt sich jeder gern gefallen.

(Lachen)

Da Kinder zur Taufe gebracht werden wie zur Schluckimpfung –

(Lachen und starker Beifall)

aus nicht achtbaren Gründen „es gehört sich so“, oder aus höchst achtbaren Gründen „sie sollen später selbst entscheiden“ –, sieht die Statistik befriedigend aus. Kirchensteuer von diesen Getauften geht in solchen Mengen ein, daß die Kirche allerhand unnütze Bauwerke errichtet:

(Starker Beifall)

Gotteshäuser, deren Löss gähnen und frösteln macht,

(Lachen)

anstatt einige besonders häßliche Kirchen abzureißen,
(Lachen)

anstatt den Leuten einen weiteren Weg zuzumuten und solcherart volle, pralle Gemeinden zu schaffen, nicht nur der Quantität nach, baut man ein peinliches Mißverhältnis nach dem anderen.

(Beifall und Lachen)

Die Heuchelei ist allgemein und unscheinbar, sie wird schon nicht mehr als Ärgernis empfunden. Die Getauften sind in Wahrheit die Gekauften und die Käufer.

Was tun? Wenn ich versuche, in die Haut eines protestantischen Kirchenmannes zu schlüpfen, so wäre ich versucht, mir folgendes zu überlegen: Ich habe keinerlei Gewißheit, daß meine Kirche bis ans Ende der Tage überdauern wird. Kommt das Ende der Tage morgen, so stehe ich statistisch noch einigermaßen günstig da.

(Lachen)

Aber ich kann schon bald in die Minderheit geraten, wenn ich mich nicht mehr bemühe, den Leuten das Leben angenehm und das Sterben leicht zu machen, sondern statt dessen den Glauben glaubbar verkünde für alle, die sich mit mir um Glauben bemühen wollen. Es steht nirgends geschrieben, daß die protestantischen Eltern so bei Laune gehalten werden müssen, daß sie ihre Kinder wenigstens zum Religionsunterricht anmelden. Solch zarte Rücksicht ist biblischem Geist fremd.

Viele sind berufen, wenige auserwählt. Wer seine Kinder nicht christlich erzogen wissen will, soll es lassen. Wer nicht glauben kann oder will, soll das lassen, auch wenn Kirchen geschlossen werden müssen. Nach heutiger Geistesverfassung hat ein unbezweifelbares Anrecht auf ein kirchliches Begräbnis, ohne Murren des Pfarrers, wer sein Leben lang Kirchensteuer bezahlt hat, das ist nur konsequent.

Die Kirche hat keine Berechtigung, sich auf Jesus, auf Luther, auf Calvin zu berufen, wenn ihr der Glaube weniger gilt als die Statistik. Wenn ihr die Ungeborenen mehr gelten als die Lebenden. Was immer die christliche Kirche nicht ist: Radikal ist sie, oder sie ist nicht.

So würde ich denken, und natürlich weiß ich nicht, ob ich danach handeln würde. Aber es gibt Klötze, die

man wegwälzt oder vor denen man zum Stillstand kommt.

Vielleicht könnten Sie jetzt fragen: Was geht ihn das an, ob die protestantische Kirche lebt oder erstarrt? Es geht uns, so glaube ich, alle an. Was die Katholiken tun, hat uns oft genug direkt getroffen. Wie die aktiven Nichtchristen sich zu den Kirchen stellen, hat Rückwirkungen auf die innere Entwicklung innerhalb der Kirchen.

Das politische Klima in der Bundesrepublik wird mehr als überhaupt vorstellbar – ich weiß das aus zehntausenden von Leserbriefen – durch den Antagonismus von, grob gesagt, Klerikalen und Antiklerikalen bestimmt. Wenn die Katholiken die Protestanten gering-schätzig behandeln wie in Billerbeck, werden antikirchliche Affekte gegen beide Konfessionen entbunden. Der von den Kirchen mitgedeckte und mitgetarnte Realitätsverlust verdirbt auch das politische Klima.

Sodann aber: Wir haben auf deutschem Boden nicht nur eine bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzung zwischen zwei verschiedenen Kulturen und Gesellschaftssystemen – oder sollte ich besser sagen zwischen zwei verschiedenen Zivilisationen und Gesellschaftssystemen? – auch die Entwicklung der Kirchen in den beiden deutschen Staatsgebilden läuft auseinander. Nicht nur, daß die protestantische Kirche kaum noch eine Klammer zwischen Ost- und Westdeutschland sein kann. Sie selbst sprengt durch ihr Verhalten in der Bundesrepublik die Kluft weiter auf, indem sie sich um gesellschaftliche Bastionen bemüht, von denen keine Brücke mehr zu den ostdeutschen Entwicklungen führt.

Ich darf und muß das kurz erklären: Das Grundgesetz des Jahres 1949 ist unter weltanschaulichen Mehrheitsverhältnissen entstanden, die denen der Verfassung von Weimar ähnlich waren. So entstand eine weltanschaulich wertneutrale Verfassung, in der die Nichtchristen den Christen gleichgestellt waren; eine Modell-Verfassung auch für Gesamtdeutschland, das glaube ich heute noch.

Durch beachtliche Minierarbeit – und wieder hat Gott nicht mitgebohrt – haben die beiden Konfessionen es nun inzwischen dahin gebracht, daß die Bundesrepublik dem Rechtsschein nach das wurde, was sie in ihrer

Substanz schon lange nicht mehr ist: ein christlicher Staat.

(Beifall)

Ein Staat zudem, in dem der weltanschauliche Wettbewerb zwischen Gläubigen und Nichtgläubigen immer mühsamer wird.

Solch ein Wettbewerb, so meine ich, muß ermöglicht, eine quantitative Niederlage des christlichen Teils muß für möglich gehalten werden: Wenn es denn nicht dabei bleiben soll, daß der SED-Staat die aktiven Christen scheibchenweise in Schönheit schrumpfen läßt, während der christliche Staat Bundesrepublik Christen durch Konformitätsdruck vom Kindergarten über die Schule bis zur Bahre produziert.

Die kommunistischen Staaten bemühen sich um den Nachweis, daß der Mensch ohne die Kirche und ohne das Evangelium leben, und das heißt geistig existieren kann, wenn man ihn nur der geistlichen Bevormundung konsequent entzieht. Diese Teufelswette, so meine ich, müssen wir halten.

Uns selbst muß höchstlich interessieren, was in der Bundesrepublik vom christlichen Bekenntnis übrigbliebe, wenn der Staat jenen Druck, den er in der DDR gegen die christlichen Kirchen geltend macht, in der Bundesrepublik nicht mehr zu Gunsten eines christlichen Scheinklimas ausübte.

Ohne Druckausgleich im Konfessionsgefälle zwischen den beiden deutschen Staatsgebilden wird es nichts werden mit dem dringlichen Wunsch, Christen aller Konfessionen und Nichtchristen in einem einzigen deutschen Staat miteinander auskommen zu sehen, in einer ungeteilten Stadt Berlin.

Jedes Konkordat zwischen dem römischen Stuhl und einem deutschen Bundesland schafft neue Barrieren gegen die Vereinigung der beiden deutschen Staatsgebilde.

(Beifall)

Wenn wir der SED legitime Positionen einräumen, die niemand sonst verteidigt, schaffen wir legitime Staatlichkeit. Heute schon können die da drüben uns entgegenhalten: Sollen wir unsere Bürger eurer klerikalen Bevormundung, sollen wir sie der Springerpresse anheimgeben?

(Schwacher Beifall)

So stelle ich mir den deutschen Christen vor: Er arbeitet daran, daß die politischen Parteien dem Mißbrauch des Buchstabens „C“, des niedrigen „C“,

(Lachen)

abschwören.

Er verwechselt die deklaratorischen Gesetze, die von Oberkirchenräten zugunsten vermeintlich christlicher Anliegen im Parlament durchgebracht werden, nicht mit christlicher Gesinnung und christlicher Tat.

Er gibt sich bescheiden Rechenschaft darüber, daß der Nichtchrist sich seines Glaubens möglicherweise genauso gewiß ist wie der Christ seines Glaubens. Er stellt in Rechnung, daß Erfolg auf dieser Welt, im politischen Wettstreit etwa, nicht vom Himmel arrangiert wird, wie der christliche geschäftsführende Herr Dufhues neulich glauben machen wollte, als er sagte, der Herrgott könne der CDU, wenn sie wacker kämpfe, den Wahlsieg im Herbst doch wohl nicht verweigern.

(Starkes Lachen, Beifall)

Der Christ, wie ich ihn verstehe, stellt auch in Rechnung, daß die eigene Überzeugung, die in christlichen Augen bessere und moralischere Überzeugung, auf dieser Welt unterliegen kann, ohne daß Atombomben fallen müssen.

Er hält, im Bewußtsein eigener Unzulänglichkeit, die Nichtchristen nicht für schlechtere Menschen. Er sieht auch im Kommunisten seinen Nächsten, auch in ihm sucht er den Bruder, ohne sich die tausendfältigen Fehlschläge verdrießen zu lassen.

Der Glaube ist ihm wichtig genug, um ihn gegen den Unglauben in offener Auseinandersetzung zu wagen; wichtig genug, um ihn entweder preiszugeben oder mit gedoppelter Stärke zu bewahren.

Ich danke Ihnen, weil Sie mir zugehört haben.

(Sehr starker, eine volle Minute lang anhaltender Beifall)

PROFESSOR DR. DIETER GOLDSCHMIDT: Meine sehr verehrten Damen und Herren! Lassen Sie uns rasch in die Diskussion eintreten angesichts der kur-

zen Zeit, die uns zur Verfügung steht. Und bevor ich Herrn Augstein danke und einiges selbst zur Eröffnung der Diskussion sage, möchte ich Ihnen rasch vorstellen, wer hier am Tisch sitzt: Von Ihnen aus am linken Flügel Herr Professor Gollwitzer (*Beifall*), ihm zur Seite Frau Erika Hachfeldt (*Beifall*), mir zur Linken Herr Peter Müller, Student an der Freien Universität (*Beifall*), sodann Herr Pastor Walter Boeckh, Gemeindepfarrer hier in Berlin (*Beifall*) und an der Seite Herr Senatsdirektor Kurt Wehlitz, zuständig für Arbeit und insbesondere soziale Angelegenheiten in der entsprechenden Senatsdienststelle hier in Berlin. (*Beifall*)

Sehr verehrter, lieber Herr Augstein, ich weiß nicht recht, was Sie jetzt von uns hier erwarten. Ich weiß auch nicht, was Sie, sehr verehrte Damen und Herren, von uns hier erwarten. Wir haben eine freimütige Kritik gehört, von der Christen, die sich als solche bezeichnen und bekennen, zunächst sagen müssen, glaube ich jedenfalls, daß einiges von dem gesagt ist, das in solchem Freimut wir selbst uns zu sagen in der Öffentlichkeit selten den Mut haben.

(*Beifall*)

Ich würde allerdings dann auch weiter sagen, das ist ja doch nicht alles nur so leichtfertig hingesagt, sozusagen um der schicken Formulierung willen. Wenn Sie genau hingehört haben, hat er nicht nur einiges an Moral in Anspruch genommen, das eraufchristliches Erbe zurückführt, sondern er hat etwa dem hier anwesenden Professor der Theologie Gollwitzer seinen persönlichen Respekt bezeugt. So gibt es offenbar einiges, das Christen und die sich als solche bezeichnen und Herrn Augstein miteinander verbindet.

Aus den Punkten, die Herr Augstein genannt hat, möchte ich einiges herausgreifen als Dinge, die uns in der kurzen Zeit, die wir noch haben, hier wichtig sind. Zum einen: Er hat gegeneinander gestellt das, was als Glaubensbekenntnis von Christen bezeichnet wird, hat von sich geäußert, daß er dieses Glaubensbekenntnis, so, wie wir es traditionell an Sonntagsgottesdiensten zu sprechen pflegen, nicht mit vollziehen kann. Ich möchte hinzufügen, daß eine Erhebung innerhalb des Kerns der Studentengemeinde uns sagt, daß etwa nur

15 Prozent dieses Kerns dieses Glaubensbekenntnis meinen mitvollziehen zu können, wie es da steht. Daß also dieses einen zentralen Nervenzentrum der christlichen Gemeinde in sich selbst trifft. Das ist nicht nur eine Frage von außen.

Zum zweiten: Er hat ethische Probleme im wesentlichen in sein Referat gestellt und er hat den Christen, so, wie er ihn im Urchristentum zu erkennen vermeint, gegenübergestellt dem, was nun von Christen geschaffene Institutionen, wie die Kirche, in dieser Welt tun und was wiederum Menschen im Dienst dieser Institutionen meinen als christlich bezeichnen zu müssen.

So wird also zu fragen sein nach dem Verhältnis zwischen Christ, Kirche und nach der Aufgabe dieser Institution in der politischen Welt.

Und schließlich hat er polemisiert dagegen, daß in unserem Staat eine Partei sich als die christliche bezeichnet, diesen Staat zu einem christlichen zu machen verlangt und dies beides gegenübergestellt der Entchristlichung, der Säkularisierung der Welt. Er hat, um eine andere Formulierung einmal zu gebrauchen, den Kirchenkampf, den wir auch als Klerikalismus gelegentlich zu bezeichnen pflegen, der Unkirchlichkeit derer gegenübergestellt, die dann im Auftrag dieser Instanzen handeln wollen und sollen wie Christen.

Ich frage mich, wer jetzt hier von den Anwesenden einsetzen mag, ob vielleicht Sie, Herr Gollwitzer, als erster es auf sich nimmt.

GOLLWITZER: Dann möchte ich zuerst sagen, daß ich ausdrücklich zu dem, was Herr Augstein gesagt hat, leider Gottes und voll Jammer, weil ich mit Leib und Seele, allen Fasern meines Lebens in dieser Kirche lebe und sie liebe, ja sagen muß, fast Wort für Wort zu dem, was er gesagt hat.

(*Starker Beifall*)

Mit einigen Einschränkungen.

(*Beifall*)

Es wäre vielleicht gut, wenn ich mir den Vorschlag erlauben darf, da wir sehr wenig Zeit haben, daß wir möglichst nicht unterbrochen würden, sondern Sie

Ihren Beifall in Ihres Herzens Kämmerlein behalten würden, so interessant es für uns wäre, auch wenn Sie scharren und ziehen würden.

Also, ich wollte sagen, mit einigen Einschränkungen, die nicht das kirchlich-politische betreffen. Augstein hat etwa gesagt, die Kirche sei bekümmert über die wissenschaftlichen Erkenntnisse und deswegen flüchte sie sich in die Caritas. Das halte ich für eine falsche Diagnose. Das Problem Glauben und Wissen haben wir nicht etwa gelöst, aber wir haben einiges dazu erkannt, was es nicht mehr so bedrängend macht wie im 19. Jahrhundert.

Vielleicht darf ich mit seiner Zustimmung seine Formel: die Kirche müsse für denkende Menschen den christlichen Glauben glaubbar machen, als ein Theologe, der denkend am christlichen Bekenntnis zu arbeiten hat, es ändern in den Satz: Die Kirche und gerade aber auch die Theologie, aber auch der Pfarrer in seiner Predigt soll für erwachsene und denkende Menschen predigen und ihnen das, was er zu sagen hat, ernstnehmbar machen. – Entschuldigen Sie, eine schlechte Wortbildung. Glaubbar ist etwas mehr. Das kann ich nicht machen; kein Pfarrer und kein Theologe, weil im christlichen Glauben tatsächlich immer ein unvernünftiges Moment drin ist. Das heißt ein nicht rational kontrollierbares Moment. Das ist jetzt hier nicht auszuführen.

Ich möchte nur noch schließen mit einem, was ebenfalls in das Theologische, in die Frage der einzelnen Dogmen, die Sie zitiert haben – Erbsünde, Willensfreiheit – hereingehört. Meine These wäre: Die Kirche soll nicht ihren Glauben an wechselnden Geist und wechselnde Denkweisen der Zeit anpassen, insofern also nicht inhaltlich sich modernisieren. Sie soll sich selbst identisch bleiben durch die Zeiten hindurch. Aber sie hat in jeder Zeit in der Sprache dieser Zeit darzutun, daß dies etwas ist, was für alle denkenden Menschen in dieser Zeit sich lohnt ernst zu nehmen.

(Beifall)

GOLDSCHMIDT: Zunächst die Frage an die Anwesenden, ob Sie vielleicht zu diesem Punkt noch ergänzen möchten?

FRAU HACHFELDT: Ich möchte nur eins kurz sagen. Herr Augstein hat im Anfang drei Sätze gesagt über „Christ ist, wer sich dafür hält und ausgibt“. Dem möchte ich ganz entschieden widersprechen. Ich finde, das ist auf keinen Fall genug. Dafür könnte man vielleicht setzen: Christ ist, wer es sein möchte, aber nicht, wer sich dafür hält und ausgibt.

AUGSTEIN: Das war nicht so gemeint. Gemeint war, daß für uns Außenstehende, die wir doch in das Innere eines Menschen nicht hineinblicken können, erst einmal entscheidend sein muß, ob er sich dafür hält. Er kann ja dann durch Taten oder durch Worte beweisen, daß er's nicht ist. Aber ich denke, wir sollten ihm erst einmal gutbringen, daß er das, wofür er sich bekennt, auch so meint.

(Lachen).

GOLDSCHMIDT: Die Sicht, ob jemand Christ sei oder nicht, pflegt ja von innerhalb der Gemeinde anders auszusehen als von außerhalb der Gemeinde. Und wir müssen es also solchen, die nicht sagen, daß sie zur Gemeinde gehörten oder nicht vorgeben wollen, dazu zu gehören, zugestehen, daß sie sagen, an äußere Kennzeichen muß ich mich zunächst halten.

BOECKH: Durch die Formulierung des Christen kam es aber doch zu einer gewissen Unklarheit zwischen dem, was nun im allgemein politischen Rahmen des „Christentums“ geschieht und dem, was christlicher Glaube wäre. Ich glaube, das hängt mit dieser Formulierung des Christen zusammen, die Sie an den Anfang stellten.

Dazu kommt das andere. Wenn wir nicht nur den als Christen bezeichnen, der sich selbst so bezeichnet, dann möchte ich dies hier aufnehmen, was Sie hier sagten, als protestantische Christen hätten wir aber nicht die Gewißheit, daß die Kirche bis an das Ende der Tage bestünde. So sagten Sie wohl. Und darum müßten wir als protestantische Christen Angst davor haben, daß wir eine Minorität würden.

Ich glaube, daß sehr viel daran liegt, ob wir als Christen und als Gemeinde versuchen, glaubwürdig zu leben. Das heißt, daß wir also auf die Gefahr hin, Minorität zu werden, unser Leben als Gemeinde in einer Form einrichten, die auch Ansprüche stellt...

GOLLWITZER: Ja aber, Bruder Boeckh, Sie haben also gesagt, die Angst, das Christentum und Kirchen und Gemeinden könnten in Minorität geraten, ist ungewiß. Beifall. Daß aber von dieser Angst bis in unsere Kirchenleitung hinein unsere Kirchenpolitik getrieben ist, ist ebenso sicher, wie leider auch, daß die Nichtchristen größtenteils den Wert der Kirche danach messen – das möchte ich jetzt gegen die Nichtchristen sagen – ob die Kirche noch in solcher Mehrheit die Volksmassen ergreifen kann, wie sie es echt oder unecht im Mittelalter getan hat. Und da bin ich froh, daß Augstein gesagt hat, das Schrumpfen der Kirche kommt der Kirche zugute qualitativ – das sollten sich die Christen und die Nichtchristen hinter die Ohren schreiben –, aber daß die Angst, in die Minorität zu geraten, ein wesentliches Moment desjenigen Verhaltens der Kirche ist, das Augstein geißelt hat, kann nicht geleugnet werden.

(Beifall)

BOECKH: Sicher, es geht nur darum, diese Sache als ein innerchristliches und innerkirchliches Problem aufzuweisen. Dieser Kampf, möchte ich einmal sagen, diese Auseinandersetzung, muß innerhalb der Kirche selbst erfolgen.

AUGSTEIN: Auch – aber nicht nur.

BOECKH: Nicht nur – gewiß.

(Lachen)

GOLDSCHMIDT: Ich würde meinen, daß mit diesem Problem Minderheit oder Mehrheit noch gleich das zweite zusammenhängt. Sie fragten, woher nehmen eigentlich die Christen das Recht, zu beanspruchen, ein Wächteramt zu haben in der Öffentlichkeit, das sozusagen ihnen eine größere Verantwortung auflädt als das die anderen Bürger eines Staates haben. Ich glaube, auf diese Frage sollten wir noch näher eingehen.

MÜLLER: Ich glaube, an dem Punkt, es wird in diesem Zusammenhang Mißbrauch getrieben mit dem Namen Gottes, und zwar von den Christen selber. Ich halte es für einen Unterschied, wenn die Christen sagen, wie sie sich die Christen vorstellen, und wenn etwa ein Nichtchrist, Herr Augstein, wenn ich Sie als solchen nehmen darf, sagt, wie stelle ich mir die Christen vor.

AUGSTEIN: Das dürfen Sie keineswegs.

(Starkes Lachen)

MÜLLER: Ich glaube, es wäre gewinnreicher für die Diskussion, wenn wir wissen, wen wir gegenüberhätten.

(Lachen)

AUGSTEIN: ... soll ich persönliche Bekenntnisse abgeben, oder sagen, was ich gewählt habe vielleicht ...

(Lachen und Beifall)

MÜLLER: Nein. – Meine Damen und Herren, ich glaube schon, daß wir unter uns Christen sehr genau überlegen müssen, was unseres Amtes ist. Das heißt immer noch nicht, daß wir die ... (unverständlich) ... in der Gemeinde, vielleicht auch im Gespräch außerhalb der Gemeinde gewonnene Erkenntnisse dessen, was zu tun ist, nach außen tragen dürfen und sollten und sagen, dies tun wir als Christen. Ich glaube, daß gerade dies, daß die Christen nach außen treten und sagen, wir tun dies als Christen, als kirchliche Partei, als Diener der Kirche, als Glied der Gemeinde, daß gerade dies die Solidarität mit den Nichtchristen aufhebt und ich meine, daß, wenn wir davon reden wollen, daß Gott den Christen wie den Nichtchristen die gleichen Aufgaben verordnet hat. Und ich meine, daß es den Christen viel besser anstünde, den Namen Gottes nicht ständig dort unnötig zu führen, wo sie ihr Geschäft in dieser Welt zu verrichten haben.

GOLDSCHMIDT: Wenn ich etwas selber sagen darf, bin ich mir nicht so sicher, ob das Problem so einfach gelöst werden kann. Wenn ich persönlich reden darf: Ich selber bin Mitglied einer Kammer für öffentliche Verantwortung beim Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland, die in der Tat nicht direkt an die Öffentlichkeit zu treten hat, sondern den Rat zu beraten hat.

(Lachen)

Aber da beschäftigen wir uns mit Fragen, wie etwa Stellungnahme zu den Prozessen gegen NS-Gewaltverbrecher. Und es ist mit etwa auf die Beratung in dieser Kammer zurückzuführen, daß dazu am 13. März 1963 eine ausführliche Erklärung abgegeben worden ist. Wir beschäftigen uns dort mit der Frage der Oder-Neiße-Linie und der Situation innerhalb jener Gebiete,

nicht eine Rolle spielen können, sondern es handelt sich ganz im konkreten Fall darum, im öffentlichen Raum eine Position zu beziehen, die wirklich verantwortet werden kann, also eine Position, die nicht mehr partikularen Interessen dienstbar ist. Ich verstehe also die Verpflichtung des Christen nicht als eine Proklamation, sondern als eine ganz innere Angelegenheit, aus der heraus er handeln muß.

BOECKH: Es geht also nicht um die Haltung einer Partei, die neue Appelle zu einer Verantwortung gibt, sondern es geht darum, daß auf dem Boden der Kirche es möglich sein muß, daß Menschen der verschiedensten Parteien, die sonst getrennt sind durch das Denken einer durch ihre Partei geprägten Richtung, daß sie auf dem Boden der Kirche die Möglichkeit haben, damit diesen beschränkten Kreis zu verlassen und auf einer neuen Ebene sich zu finden. Und dies nun eben in dieser Verantwortung . . .

GOLDSCHMIDT: Ich glaube, daß man sich auch mit Herrn Augstein in einer gewissen Weise über diesen Punkt verständigen kann. Die innerkirchliche Situation ist jedoch die, daß diese Erfahrung der Stellungnahme zu öffentlichen Fragen eine neue ist. Bis 1918 haben wir das gehabt, was man landläufig als das Bündnis von Thron und Altar bezeichnete. Wir haben keine mündige protestantische Kirche in dem Sinne gehabt, daß sie mit ihren Laien zusammen über allgemeine Probleme beraten hat und etwa versucht hat, aus christlichem Ethos in einer bestimmten Situation eine bestimmte Antwort zu entwickeln, von der sie meint, daß sie so aus christlichen Grundsätzen hier und jetzt gegeben werden müsse. Dies ist eine Erfahrung innerhalb der Kirche, die zunächst auch für diesen Innenbereich Bedeutung hat, dann allerdings auch nach außen.

AUGSTEIN: Ich stimme da voll zu. Das ist mir neulich aufgefallen: In Bismarcks Frühzeit, der Konfliktzeit, da gab es eine Menge Richter und Landräte, die gegen die Regierung waren, aber naturgemäß nicht einen einzigen Geistlichen. Ich glaube, auch im Parlament saß kein Geistlicher. Das weiß ich nicht genau, aber ich glaube es. Insofern also ist der Hinweis vielleicht am Platz, was sich da geändert hat.
(Lachen und Beifall)

GOLLWITZER: Das Wort mit der besonderen Verantwortung hat doch seinen legitimen Sinn innerhalb der christlichen Gemeinde als Anrede der Christen an sich selbst: Wenn ihr da und dort seid und euch betätigt, denkt daran, daß ihr jedenfalls in besonderer Weise verpflichtet seid, das zu tun, wozu alle verpflichtet sind. Das Gemeinwohl vor Eigennutz zu stellen, ist keine spezielle christliche Verpflichtung. Aber daß die Christen sich am Riemen reißen und sagen, auch sich gegenseitig, das sie auch in der Predigt hören, ihr sollt das in besonderer Weise bewähren, dagegen ist meines Erachtens nichts zu sagen, wohl aber dagegen, daß sie draußen dann eine besondere Kompetenz in Anspruch nehmen in Dingen, die die Vernunft zu entscheiden hat.

Es gibt andere Dinge, bei denen es legitim ist, daß sie sagen, als Christen halten wir das und das für richtig, und damit greifen sie nicht eine besondere Kompetenz und Autorität, sondern sie geben das Motiv an.

Ich zum Beispiel bin der Meinung, daß es nötig wäre, längst, daß die Christen miteinander, die, die es ernst nehmen, sagen, man möge Atomwaffen für nötig halten oder nicht, wir als Christen werden diese Bestialität auf keinen Fall mitmachen, ergo keinen Atomkrieg. Dann ist nicht eine besondere Autorität in Anspruch genommen, sondern ein Motiv angegeben, oder, ein anderes Beispiel, sehr viel umstrittener vielleicht noch, sie sollen sagen, wir als Christen halten Abtreibung für Mord. Daraus würde nicht folgen, daß sie dem staatlichen Gesetzgeber vorschreiben, was er in seinem Gesetzbuch bestraft und wie er sich zur Abtreibung verhält. Aber von sich selbst sollen sie sagen, und das kann vielleicht richtig sein, als Christen halten wir Abtreibung für Mord und wir als Christen werden das nicht tun. Sie sollen Auskunft geben über das, was sie selbst tun oder nicht tun.

AUGSTEIN: In der politischen Praxis vermischt sich das natürlich und ist auch nicht auseinanderzudividieren.

GOLDSCHMIDT: Ich würde sagen, das Problem, das Sie hier diskutieren, ist eines, das wir vielfach kennen,

daß eine bestimmte Gruppe in der Bevölkerung, in diesem Fall also etwa jene Gruppe, die gegen die Abtreibung ist, verlangt, daß ihr eigenes sittliches Gebot, das sie für sich als verbindlich anerkennen, das sittliche Gebot des gesamten pluralistischen Volkes werde.

GOLLWITZER: Und vor allem das strafrechtliche Gebot. Und das ist falsch.

AUGSTEIN: Ja, aber, ohne nun gerade in die Abtreibungsprobleme einzusteigen

(Lachen)

das tue ich ungern, möchte ich nicht tun – aber, es ist doch so, wenn die Kirchen sich zu einem Problem verbindlich äußern, dann nehmen sie doch in Anspruch, für 95 Prozent der Bevölkerung zu sprechen, und man folgt ihnen dann auch oft so, als sprächen sie für 95 Prozent der Bevölkerung. Das ergibt ein politisches Problem. Und wenn dann etwa SPD und FDP nicht mehr wagen, etwas zu sagen, was einer der beiden Kirchen oder sogar beiden Kirchen mißfallen könnte, dann wird eine möglicherweise gesunde Entwicklung abgestoppt durch ein Diktat.

GOLLWITZER: Jawohl.

GOLDSCHMIDT: Ich glaube, man sollte noch als einen weiteren Punkt aufgreifen aus dem Referat von Herrn Augstein seine Stellungnahme zu dem Glaubensbekenntnis. Ich glaube, er hat hier einen so zentralen Nerv getroffen, daß wir nicht ausweichen sollten, indem wir diesen Punkt übergehen.

Ich gab zur Unterstützung seines Argumentes bereits vorhin an, daß bei einer Befragung von 1900 Studierenden innerhalb der evangelischen Studentengemeinde, von denen wir annehmen können, daß sie einen besonders aktiven Teil darstellen, daß bei diesen nur 15 Prozent meinten, sie könnten inhaltlich und formal das Glaubensbekenntnis, so wie es am Sonntag in der Kirche gesprochen wird, nachvollziehen.

Ich weiß aus der Praxis in der Studentengemeinde und im Umgang mit vielen anderen, daß dieses der Realität entspricht, ja sie wahrscheinlich noch günstiger darstellt, als es in Wirklichkeit ist, indem eben dies eine

besonders aktive Gruppe war. Und gerade die Jüngeren, gerade die, die mehr nachdenken, haben besondere Schwierigkeiten mit diesem Glaubensbekenntnis.

Es zeigt sich zunehmend, daß wir sozusagen mindestens zwei, wenn nicht noch mehr Dimensionen christlichen Lebens unterscheiden müssen. Eine Dimension, die, wenn Sie so wollen, Sie hier die theologische nennen können. Eine andere, die die ethisch-moralische ist, wo nach dem Handeln gefragt ist in der Gesellschaft. Vielleicht eine dritte, die Sie die liturgische nennen können, die bestimmte Formen des geistlichen Lebens vollziehen möchte. Ich glaube, daß es eine eigene Schwierigkeit für uns ist, die wir nicht hinreichend offen diskutieren, wie und in welcher Weise denn christliches Leben möglich ist.

BOECKH: Vorhin ist ja schon die Frage nach dem Verhältnis des Glaubens zu Naturwissenschaften aufgekomen.

(Zwischenbemerkung: Nicht nur dies!)

Nein, es ist nicht nur dies. Es ist nämlich die Frage, wie weit nicht nur der Glaube, sondern auch die Theologie von vornherein in einem Zusammenhang steht mit den Geschehen in den anderen Wissenschaften. Die Theologie muß von vornherein so getrieben werden, daß diese anderen Wissenschaften berücksichtigt sind...

GOLLWITZER: Ich möchte nur darauf hinweisen, daß das nicht ein heutiges Problem erst ist, sondern seit mindestens 200 Jahren mit immer gleicher Intensität Christen und Nichtchristen beschäftigt, hängt zusammen mit der Entwicklung des neuzeitlichen Geistes, ist für die Kirche äußerst nützlich, in diese Auseinandersetzung gedrängt zu sein.

Aber, die Kirche verfügt nicht über das, was sie zu sagen hat. Und wir sollten alle, die wir fordern von der Kirche, daß sie verständlicher redet, damit haben wir recht, daß sie zeitbezogener redet, nicht von ihr fordern, daß sie zeitgemäßer spricht. Ich wüßte keinen grundlegenden Satz des christlichen Glaubens, der nicht dem Denken große Schwierigkeiten macht. Wir wollen doch nicht eine Kirche, die mogelt, sondern

wenn ich in die Kirche gehe, ob ich glaube oder nicht, aber ich will, daß der Pfarrer das deutlich macht. Der Pfarrer steht unter einer Botschaft, die er nicht erfunden hat und die er nicht anpaßt, sondern die über ihm steht und mit der er beauftragt ist. Und es muß also etwas Unveränderbares, Identisches im Christentum durch die Zeiten geben. Aber das können wir hier sicher nicht weiter erörtern.

MÜLLER: Es ist für mich das problematische, daß dies, und ich glaube nicht nur für mich, sondern auch einer ganzen Reihe Angehöriger meiner Generation, daß dies Unveränderliche und Dauernde, das, woran man die Christen erkennt und auch namhaft machen kann, sein kann. Ich kenne, Herr Professor Gollwitzer, kaum einen Satz aus den leitenden Lehren oder aus dem Glaubensbekenntnis der Kirche, der nicht mit der intellektuellen Redlichkeit – Herr Augstein hat davon gesprochen – in einen ernsthaften und für viele unaufhebbaren Konflikt kommt.

Wenn ich Herrn Boeckh folge, der sagt, wir müssen versuchen, auch für uns selbst glaubhaft zu sprechen, dann gibt es für mich nur die Alternative, wir schaffen das Glaubensbekenntnis ab. Und wahrscheinlich nicht nur das Glaubensbekenntnis oder das regelmäßige Sprechen des Glaubensbekenntnisses im Gottesdienst, sondern auch eine ganze Reihe anderer Formen.

Die Frage ist dann natürlich, und das ist eine Frage, die, wie ich glaube, ein ernstes Problem ist, die durch die ganze Diskussion geht: Womit bezeugt dann der Christ, daß er Christ ist? Daß er sich gerufen fühlt und daß er sich berufen fühlt, in der Welt zu sein, zu reden und auch zu handeln? Bezeugt er es nicht vielmehr durch das Handeln, das, was wir vorhin besprochen haben, was soll der Christ in der Gesellschaft oder in der Politik anderes tun, als daß er seinen Glauben in Worten Ausdruck verleiht, die der einzelne im Normalleben heute niemals sagt. Das sind alles Worte, das sind Konstruktionen auch des Sinnes, mit dem wir im Normalleben kaum zu tun haben. Und auch die Feierlichkeit, in die wir uns selbst dann entrücken, wenn wir diese Worte auf uns nehmen und sie sprechen, ist, wie ich glaube, entfernt von der Kirche und ihrem Auftrag vom Leben.

GOLLWITZER: Aber er bezeugt doch nach Ihrer Meinung offenbar, Herr Müller, daß er ein Christ ist. Und was heißt das denn eigentlich? Er bezeugt, daß er sein Vertrauen auf einen lebendigen Gott setzt. Er bezeugt, daß Jesus für ihn nicht nur ein gestorbener historischer Mensch in all der Fremdheit ist, wie ihn Herr Augstein richtig geschildert hat, sondern daß Jesus für ihn ein lebendiger gegenwärtiger Herr ist. Daß es Kräfte der Auferstehung gibt, daß es Vergebung und Versöhnung gibt, das sind alles Sätze, die mit meiner eigenen intellektuellen Redlichkeit zwar nicht streiten, aber in einem sehr schwierigen Spannungsverhältnis sind, über das ich täglich als wissenschaftlicher Theologe nachzudenken habe.

BOECKH: Ja, das Handeln ist auch zu verwechseln. Die meisten Nichtchristen werden, wenn sie dieses Handeln sehen, es auch unter Umständen für sich beanspruchen. Darum muß das Handeln immer seine Bedeutung bekommen. Dieser Grund für das Handeln muß allerdings durch seinen Inhalt gekennzeichnet sein.

MÜLLER: Ich meine, es wäre nichts dagegen zu sagen, wenn das Handeln, zu dem die Christen sich gerufen fühlen, von allen anderen genauso in Anspruch genommen wird. Im Gegenteil, es ist gut. . . Ich glaube nicht, daß das im Jargon der Kirche sein muß.

GOLDSCHMIDT: Ich glaube, wir müssen diesen Punkt jetzt verlassen. Es ist deutlich geworden, daß es hier eine Spannung gibt, die wir austragen müssen und natürlich nicht heute abend austragen können. Ich würde mich in diesem Falle auf die Seite von Herrn Müller schlagen, einfach aus der Erfahrung heraus, daß etwa in der Studentengemeinde, in der ein sehr vielfältiges Leben gepflegt wird, wir vielfältige Menschen gewinnen. Und wenn wir zehn Jahre später in die Gemeinden schauen, dann ist nur ein Bruchteil von diesen in der Gemeinde, und die anderen sind weggesickert. Ich vermute, daß es hier mit den traditionellen Formen zusammenhängt. Wir müßten darüber an anderer Stelle ausführlicher sprechen.

Ich bin aber doch eben gebeten worden, und das soll auch aufgenommen werden, einen noch sehr heißen

Punkt hier aufzugreifen, bevor wir zum Schluß kommen. Das ist das, was Herr Augstein zum Schluß gesagt hat über die Rolle, die die Kirche im Spannungsfeld zwischen Bundesrepublik und DDR spielt.

GOLLWITZER: Ich kann dazu nichts anderes sagen, als ich bisher nachdrücklich unterstreiche, wie die gleiche Kirche, auch die evangelische – die den Auftrag hatte, Klammer zu sein und sich auch dessen gerühmt hat –, zwischen den beiden getrennten Volksteilen, indem sie die hier in der Bundesrepublik gebotenen Chancen, Privilegien und so weiter bis zum letzten ausnützte, mit zu der immer größeren Verbreiterung der Kluft beigetragen hat.

Aber ich möchte an dieser Stelle, weil es dem Ende zugeht, in diesem Zusammenhang etwas anderes fragen, worüber ich immer wieder nachdenke und bei aller Kenntnis der Kirchengeschichte mir zwar viele Gründe nenne, dann aber nicht den eigentlichen Grund finde.

Weizsäcker hat vor zwei Jahren in seiner Rede in der Paulskirche das Neue Testament das revolutionärste Buch der Weltliteratur genannt. Das ist wahr. Woher kommt es eigentlich, daß daraus im Laufe der Kirchengeschichte das konservativste Buch der Weltliteratur geworden ist, was es in sich nicht ist? Aber es ist das Buch, mit dem man Todesstrafe, Obrigkeitsstaat, ewiges Bleiben von reich und arm, Kapitalistenausbeutung und Ausgebeutet-Sein etwa, marxistisch geredet, alles begründen kann. Woher kommt es, daß, wenn eine Vision wie die des Sozialismus auftaucht, im 19. Jahrhundert, die Christen nicht dorthin strömen und sagen: Das ist unsere Sache? Da wollen wir dabeisein.

(Beifall)

Und dann, wenn dieser Sozialismus sich so diskreditiert und diskreditiert wird durch seine eigenen Unternehmungen und Experimente, drunter leidend und drüber nachdenkend, könnte man vielleicht doch etwas aus ihnen machen. Wie machen wir den wieder besser, wie retten wir den Sozialismus heute und in die Zukunft hinein, sondern eher händereibend dabeistehen und

feststellen, daß es eben doch nichts ist mit dem Sozialismus. Wären wir nicht aus dieser Tradition gekommen, dann wäre die Stellung der Christen im Osten vollkommen anders, und dann könnten sie zu diesem heutigen Sich-Herausarbeiten der östlichen Regime, Völker und kommunistischen Parteien, aus dem Sumpf, in den sie selbst geraten sind, wovon Augstein vorhin sprach, viel mehr beitragen als jetzt, wo sie durch unsere konservative Tradition im Schmollwinkel sitzen und von uns im Westen aus nur konservatives Christentum mit Rechtsdrall vorexerziert bekommen. Woher kommt das eigentlich bloß?

(Starker Beifall)

Woher kommt das? Wenn wir uns diesen Satz von Weizsäcker, das Neue Testament sei das revolutionärste Buch der Weltgeschichte, nicht bloß als eine schöne Etikette, einen neuen Ruhmestitel fürs Christentum anstecken, sondern wenn uns das gefällt. Gefällt uns das eigentlich wirklich? Meinen wir, daß das Christentum etwas Revolutionäres sein müßte und nicht etwas, was immer bloß das Bestehende glorifiziert?

AUGSTEIN: Ich hätte eine etwas blasphemische Erklärung hierfür, Herr Professor Gollwitzer, und Sie werden mich hoffentlich nicht falsch verstehen: Vielleicht war die Kirche ursprünglich für einen so langen Zeitraum nicht angelegt. Also, und es muß sich nun herausstellen...

GOLLWITZER: Das ist theologisch richtig, ja.

AUGSTEIN: Theologisch wird es richtig sein.

(Lachen)

Das bewirkt nun: Jetzt kommt die Probe aufs Exempel. Ist sie Menschenwerk, dann wird man nicht erwarten können, daß ein Buch von vor 2000 Jahren die Reform möglich macht. Ist sie nicht Menschenwerk, müßte eigentlich die Reform möglich sein. Aber, daß man nun sagt, ein revolutionäres Buch aus dieser Zeit, das muß in sich so viel Strahlkraft haben, um – ja, Gott, wir empfinden es doch gar nicht mehr als revolutionär, und die Kirchen allesamt haben ja nun ihr Teil dazu auch redlich getan, daß wir's so nicht empfinden können.

GOLLWITZER: Nun, Sie haben das Gebot der Nächstenliebe zum Beispiel aufs Politische so angewandt, daß es, wirklich so durchexerziert, eine Revolutionierung unserer politischen Verhältnisse mit sich bringt.

AUGSTEIN: Ich mache mir aber keine Illusionen darüber, wie lange es noch dauern wird, bis auch nur ein Teil solcher Perspektiven praktisch erfüllbar werden wird. Ich fürchte - nie.

GOLDSCHMIDT: Wir müssen mit der Diskussion jetzt zu Ende kommen. Lassen Sie mich ganz rasch ganz wenig sagen. Ich glaube zunächst, was die Bibel betrifft, eine Erfahrung mitteilen zu müssen, die ich wiederum mit Studenten gemacht habe. Wir sind gewöhnt, die Bibel als Laien in der traditionellen Form zu lesen. Und sie ist in einer Weise geschrieben, in der man rationale moderne Bücher nicht schreiben würde. In dem Augenblick, indem man sie anfängt wie ein anderes Buch zu lesen, indem man wie ein anderes Buch anfängt nun wiederum, sozusagen zu durchforschen, zu interpretieren und nach den Fakten zu fragen, und was dergleichen Dinge mehr sind, so bekommen Sie die Antwort etwa von einer ganz unkirchlichen und einer ganz unchristlichen Studentin: Das ist ja eigentlich ganz aufregend, was darinsteht.

Nicht, daß ich jetzt sage, die Bibel hat doch recht, keineswegs. Sondern zunächst, daß ich ihr wegnehme jenen Glanz des Denkmals, des Monumentes und alles dessen, was man falsch auf das Heiligement, so daß dahinter nicht mehr geschaut wird, was eigentlich dasteht. Ich glaube, das ist eins der Probleme, vor dem wir stehen.

Das zweite aber, was auch wiederum auf die grundsätzliche Frage, ob sie eigentlich von bleibender Bedeutung sei oder nur ein historisches Zeugnis, so, wie es Herr Augstein eben zugespitzt hat, hat eine gewisse Bedeutung auch für diesen Abend insofern, als er jedenfalls in seiner Polemik, die er vorgetragen hat und die sein gutes Recht war, zu der er aufgefordert war, sozusagen alle seine Gegner rechts von sich gesucht hat.

Es scheint mir so zu sein, daß er jedenfalls eine ganze Menge Antworten nicht von rechts, sondern von links von sich bekommt. Das sei jedenfalls ein Zeichen dafür, daß also jene, die er anspricht, nicht nur rechts von ihm stehen, sondern einige auch links.

Ich entsinne mich einer Äußerung eines Kollegen von mir, als wir einmal in einem kleineren Kreise eine ähnliche Debatte wie heute abend führten und als er, überzeugter Anhänger der sozialdemokratischen Partei alter Form, gegen die Kirche in den Formen von 1910 polemisierte, dann von jenem Freund von mir gesagt bekam: und so seid ihr, wenn wir uns gegen Atome wenden; wenn wir - und er nannte eine Reihe weiterer derartiger Punkte -; ihr laßt uns draußen im Regen stehen, während ihr den Schutz dieses Staates sucht. Insofern also sind die Christen nicht nur rechts, sondern auch links von ihnen zu finden, und daher glaube ich, müßte das Gespräch weitergehen als nur heute abend.

Herzlichen Dank, daß Sie sich hergegeben haben für diese Polemik.

(Sehr starker anhaltender Beifall)

PASTOR GIESEN: Bevor wir den Saal verlassen, darf ich bitten, stehenzubleiben und mit den Vätern so zu denken oder so zu beten:

Sonne der Gerechtigkeit,
gehe auf zu unserer Zeit.
Brich in Deiner Kirche an,
daß die Welt es sehen kann.
Erbarme Dich, Herr,
weck die tote Christenheit
aus dem Schlaf der Sicherheit.
Mache Deinen Ruhm bekannt
überall im ganzen Land.
Erbarme Dich, Herr,
schaue die Zertrennung an,
der kein Mensch sonst wehren kann.
Sammle, großer Menschenhirt,
alles, was sich hat geirrt.

- Amen -